

VERLEIHUNG DES GIESBERTS- LEWIN-PREISES 2024

an Frau Dr. Eva Weissweiler
am 17.12.2024 im DOMFORUM



INHALT

Einleitung

von Dr. Marcus Meier 4

Laudatio

von Prof. Dr. Jürgen Wilhelm 6

Dankesrede

von Dr. Eva Weissweiler 14

Herausgeberin 23



Zweiteilige Stahlskulptur von Ansgar Nierhoff: formen 2006. Der Preis wird gestiftet von der Kölnischen Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit.

EINLEITUNG

Im Dezember 2024 verlieh die Kölnische Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit den Giesberts-Lewin-Preis an die Publizistin und Schriftstellerin Eva Weissweiler, die sich seit vielen Jahren vor allem der Erkundung deutsch-jüdischer Frauenbiografien widmet, etwa den Lebensgeschichten von Fanny Mendelssohn, Tussy Marx oder zuletzt Lisa Fittko. Als Angehörige der Nachkriegsgeneration fühlt sie sich besonders verpflichtet, sich der Wiederentdeckung von Frauen zu widmen, die als Jüdinnen, Künstlerinnen oder Antifaschistinnen verfolgt oder diskriminiert wurden. In diesem Zusammenhang gibt sie immer wieder wichtige Impulse für neue Perspektiven einer innovativen Erinnerungskultur. So zeigt sie gerade auch in ihrer Beschäftigung mit dem Antisemitismus des Komponisten Richard Wagner und dessen Familiendynastie auf, dass bis auf den heutigen Tag eine systematische Aufarbeitung von Judenhass im Bereich der Kunst- und Kulturinstitutionen ausgeblieben ist. Der Vorsitzende der Kölnischen Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Jürgen Wilhelm, bezieht sich in seiner Laudatio gerade auf diesen Aspekt der Gegenwartsbezogenheit von Eva Weissweilers historischen Themen und hebt hervor, dass diese sich immer auch mit wichtigen Aspekten der Aufarbeitung von Antisemitismus und demokratischer Teilhabe beschäftigen und somit politische Sprengkraft entfalten.

Zum zweiten Mal führten wir die Giesberts-Lewin-Preisverleihung außerhalb des Käthe Kollwitz Museums durch, das seit zwei Jahren saniert wird. Daher waren wir sehr dankbar, diese traditionelle Veranstaltung im Domforum durchführen zu dürfen. Hierfür danken wir vor allem dem stellvertretenden Leiter des Katholischen Bildungswerkes Rainer Will, der mit viel Engagement diese Veranstaltung mit uns gemeinsam durchführte. Bedanken möchten wir uns auch bei der großartigen Pianistin Aude St-Pierre, die diese Veranstaltung mit Stücken von Fanny und Felix Mendelssohn Bartholdy bereicherte.

Dr. Marcus Meier

PROF. DR. JÜRGEN WILHELM

Laudatio auf Dr. Eva Weissweiler anlässlich der Verleihung des Giesberts-Lewin-Preises am 17.12.2024 im Domforum Köln

Es gilt das gesprochene Wort

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Ebi Lehrer, Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland und frisch wiedergewähltes Vorstandsmitglied der Synagogengemeinde Köln, liebe Frau Dr. Weissweiler,

im Namen des Vorstands unserer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit begrüße ich Sie alle gleichermaßen sehr herzlich zur Verleihung des Giesberts-Lewin Preises 2024.

Wir verleihen diesen Preis für herausragendes, meist jahrzehntelanges zivilgesellschaftliches Engagement im Sinne unseres Gesellschaftszwecks.

Zunächst jedoch danke ich dem Hausherrn des Domforums, unserem langjährigen Partner Dr. Rainer Will, sehr herzlich, dass wir an diesem zentralen Veranstaltungsort die 18. Verleihung des Giesberts-Lewin-Preis durchführen können.

Bevor ich auf die diesjährige Preisträgerin – die von uns außerordentlich geschätzte Schriftstellerin und Musikwissenschaftlerin Dr. Eva Weissweiler – zu sprechen komme, lassen Sie mich einige Worte zu den Namensgebern unseres Preises sagen.

Wir begeben uns dazu gedanklich zurück in die 1950er Jahre, als noch viele Nazis hohe Ämter bekleideten und der nationalsozialistische Geist noch vielerorts deutlich zu spüren war. Die meisten Juden, die ehemals in Deutschland gelebt hatten, waren ermordet oder zur Flucht gezwungen worden und die Wenigen, die wieder oder gar neu in Deutschland wohnten, lebten inmitten der Mörder und ihrer ideologischen Unterstützer. Diese Mutigen stellten unter schwierigsten Rahmenbedingungen unter Beweis, dass selbst nach dem größten Völkermord in der Menschheitsgeschichte, die von Deutschen ausgedachte und organisierte Ermordung von 6 Millionen jüdischen Menschen, es für die Wenigen ein „Danach“ geben können muss. Ob dies wirklich in Deutschland sein könnte, war zu jener Zeit unter den jüdischen Bürgern und denen, die ins Ausland, insbesondere auch nach Israel hatten fliehen können, heftig umstritten.

Entsprechend war auch an eine sog. Normalisierung der deutsch-israelischen Beziehungen kaum zu denken, erst recht nicht auf Seiten des jüdischen Staates. Denn wie sollte es jemals so etwas wie Normalität geben nach Auschwitz, Warschau, Bergen Belsen, Dachau und den vielen anderen Mordstätten der Nazis; nach der Erniedrigung, Schändung und systematischen Ermordung von Kindern, Frauen, Alten, Behinderten, von Familienmitgliedern und Freunden? Wie sollte danach jemals wieder irgendetwas versöhnt werden können?



Prof. Dr. Jürgen Wilhelm, der Vorsitzende der Kölnischen Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, hält die Laudatio auf Frau Dr. Eva Weissweiler.

Es gab keine Versöhnung, keine Vergebung, kein Vergessen angesichts der deutschen Verbrechen. Es gab und gibt erst recht keine sog. Wiedergutmachung, weil die Auslöschung von sechs Millionen Menschen nicht ungeschehen, „nicht wieder gut“ gemacht werden kann. Ein ohnehin schreckliches sehr spezifisch deutsches Wort, das in andere europäische Sprachen gar nicht übersetzt werden kann.

Und trotz alledem bleibt die Zeit nicht stehen, und es stellte sich für die Überlebenden die Frage, wie der Weg in eine bessere Zukunft gestaltet werden könnte.

Diese Frage stellten sich auch Johannes Giesberts und Schaul Lewin, die damals zwischen den Städten Köln und Tel Aviv den ersten deutsch-israelischen Schüleraustausch organisierten. Auch hier war die Skepsis groß, die Bedenken überwogen die Zustimmung. Und dennoch haben diese beiden Schuldezenten es geschafft, in einem von großer Kälte gekennzeichneten Umfeld die ersten Schüler nach Israel und die ersten Schüler aus Israel sich einen persönlichen Eindruck des jeweils anderen zu verschaffen.

An dieses bemerkenswerte Engagement erinnern wir heute und haben auch unseren Preis nach den beiden mutigen und in die Zukunft schauenden Männern benannt.

Nach Ralph Giordano, Günther Demnig, Günter Wallraff, Heiner Lichtenstein, Gerhart Baum, Beate Klarsfeld, Rolly Brings, Lale Akgün, Esther Bejarano, Arsch Huh, Barbara Becker-Jagli, Volker Beck, Roswitha und Erich

Bethe, Begegnungszentrum Chorweiler und Porz, Tamar Dreifuss und Gedenkort Jawne, Verein El-De-Haus und Bürgerverein Müngersdorf ist Frau Dr. Weissweiler nun die 18. Preisträgerin seit der Stiftung des Preises im Jahr 2006. Der Preis besteht aus einer Skulptur, die einst von dem renommierten Bildhauer Ansgar Nierhoff für unseren Preis gestiftet wurde und die Güsse nunmehr von seiner Frau Gisela zur Verfügung gestellt werden, wofür wir herzlich dankbar sind.

Meine Damen und Herren,

wer sich heute in gesellschaftliche Auseinandersetzungen begibt und sich gegen menschenfeindliche Ideologien wie Rassismus und Antisemitismus ausspricht, der muss, wie viele engagierte Bürger bereits erfahren haben, mittlerweile mit Feindseligkeit, shitstorms, cancel culture bis hin zu körperlichen Angriffen rechnen. Persönliches und andauerndes Engagement erfordert Mut, Zeit und Kraft, früher sagte man Zivilcourage, – jedoch ebenso die Fähigkeit, sich von Rückschlägen nicht entmutigen zu lassen und angesichts bestimmter politischer Entwicklungen nicht zu verzweifeln. Wir leben in unruhigen Zeiten, in denen wir mit verschiedenen gleichzeitigen Krisen einen Umgang finden müssen. Dass Konfliktlinien aufbrechen und der Ton vielerorts rauer wird, bemerken wir auch in Bezug auf die Themen, mit denen wir uns als Kölnische Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit seit langer Zeit auseinandersetzen.

Diese Haltungen, vorangetrieben von Rechtsradikalen, die zumeist einhergehen mit der Ablehnung von Reformen und einer von Neid, Missgunst und Hass geprägten faktenverweigernden Haltung, finden in den sog. sozialen Netzwerken einen fruchtbaren Nährboden.

Wir dürfen es uns dabei nicht so leicht machen, die bestehenden Probleme als Randphänomene abzutun, wie das vielleicht vor einigen Jahren noch möglich war.

Die Zeiten haben sich nämlich dramatisch geändert. Wir haben in einer Zeit gelebt, in der sich glauben ließ, der Aufschwung der freiheitlichen Demokratien mit ihren starken universellen Menschenrechten sei unvermeidlich, geradezu zwangsläufig. Aber das stimmt nicht mehr. Ihre jahrzehntelange Dominanz in Westeuropa war das Ergebnis zweier Weltkriege, die von Monarchien und Diktatoren, von Konservativen und Reaktionären ausgelöst wurden.

Weil aber die Demokratie sich nicht von selbst weiterentwickelt, muss sie immer wieder verteidigt werden. Das spüren wir mittlerweile alle.

Und dazu bedarf es einzelner Menschen wie unsere heutige Preisträgerin Dr. Eva Weissweiler, die sich seit Jahren um die Aufarbeitung von Biografien mutiger Menschen, zumeist Frauen, literarisch bemüht und dabei überaus erfolgreich ist.

Frau Weissweiler ist Schriftstellerin, Musikwissenschaftlerin und Hörfunkautorin. Sie verfasst Features, schreibt Drehbücher für Dokumentarfilme, hält Vorträge und ist in der Öffentlichkeit ständig präsent.

Ihr Schwerpunkt liegt auf der literarischen Darstellung von Lebensläufen großartiger Frauen, die häufig im Schatten ihrer zumeist berühmten Männer, Väter oder Brüder standen.

So hat sie sich intensiv mit Clara Schumann, Fanny Mendelssohn und Eleanor Marx auseinandergesetzt, ebenso mit Friedlind Wagner, Luise Straus-Ernst und in Kurzbiografien mit der Wirkungsgeschichte von Komponistinnen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Geradezu ein Klassiker in der dtv-Reihe.

In ihrem letzten Buch widmet sie sich der mutigen Fluchthelferin während des Zweiten Weltkriegs Lisa Fittko, die unter Einsatz ihres Lebens Walter Benjamin und vielen anderen von Frankreich über die Grenze nach Spanien verhalf, von wo sie versuchten, sich nach Lissabon durchzuschlagen, um von dort wiederum in die USA oder in südamerikanische Länder zu gelangen.

Und immer glänzen all diese Bücher mit drei Vorzügen: sie wurden aufwendig und sorgfältigst recherchiert, sparen nicht mit Details, sind gleichzeitig mit erkennbarem gesellschaftspolitischem Engagement und in literarisch vorzüglichem Stil geschrieben.

Für uns von besonderer Bedeutung dabei ist, dass es sich durchweg um Frauen jüdischen Glaubens handelt, die in ihrer Zeit wirkten, jedoch von den gesellschaftlichen Situationen oder den politischen Machtverhältnissen in der historischen oder sonstigen wissenschaftlichen oder literarischen Rezeption wenig bis keine Beachtung fanden.

Aus diesem Grund sind ihre Veröffentlichungen eine beglückende intellektuelle Bereicherung unseres Wissens und gleichzeitig ein Genuss des Lesens.

Eva Weissweiler hat es sich zum Ziel gesetzt, die jeweiligen gesellschaftlichen Situationen ihrer untersuchten Lebensläufe stets im Auge zu behalten und sich dabei insbesondere auf die Rolle der Frau in all ihren Begrenzungen und Diffamierungen zu konzentrieren. Wenn es nicht die Situation der Frau oder das Judentum als solches ist, so betrachtet sie die Auswirkungen des Antisemitismus auf das Schicksal ihrer Protagonistinnen.

Denken wir nur an ihren Vortrag über „Judenhass als Vermächtnis – Die Tradierung des Antisemitismus bei den Wagners“, den sie auf Einladung unserer Gesellschaft 2013 hielt. Eine nüchterne, glasklare und mit überzeugender Intellektualität durchsetzte Analyse des in der Familie Wagner notorisch feststehenden Antisemitismus.

Oder das mit viel Empathie und dennoch klarem Erkennen der politischen Situation geschriebene Buch über Luise Straus. Luise Straus war eine der ersten Kunsthistorikerinnen, die in Bonn bei Paul Clemen promovierte und später als kommissarische Direktorin in Köln für eine Übergangszeit das Wallraf-Richartz-Museum leitete. Eine dauerhafte Beschäftigung in dieser herausgehobenen Stellung kam damals für die Herren im Stadtrat, die sie hätten wählen müssen, nicht infrage.

Als ihr späterer Mann, Max Ernst, aus Brühl nach Köln und Bonn kam, hat sie ihn erst einmal in die gesellschaftlichen Kunstkreise Kölns eingeführt, denn Max war eine hier bis dahin jedenfalls unbekannte Landpomeranze, hatte kaum Geld, kannte niemanden und hatte auch keine richtige Freude am langweiligen Studium, das er übrigens nie zu Ende führte. Luise hingegen kam aus wohlsituiertem jüdischem Elternhaus, lebte und arbeitete in Köln und fühlte sich wie der Fisch im wohlbekanntem Wasser. In ihrer Wohnung traf sich bald alles, was in Kunstkreisen aufregend und neu war. Hier trafen Paul und Gala Eluard auf Hans und Sophie Taeuber-Arp, August Macke auf Theodor Baargeld und eben Max Ernst auf alle anderen. Nach ihrer Flucht vor



den Nazis nach Frankreich hielt sich Luise Straus mit Reportagen und Berichten für beinahe sämtliche renommierte Zeitungen über Wasser. Sie wurde tragischerweise mit einem der letzten Transporte nach Auschwitz verfrachtet, wo sie entweder aus Schwäche starb oder ermordet wurde.

Ich schildere dieses Beispiel, weil es im Grunde wie unter einer Lupe die Ambitionen Eva Weissweilers bei ihren Biografien zusammenfasst: Das Schicksal der überdurchschnittlich gut ausgebildeten, von ihrem Mann geschiedenen Frau, die sich um den gemeinsamen Sohn kümmerte, weil Max Ernst sich dieser Verpflichtung entthob, sie also alleinerziehend war, die als Jüdin in die Emigration gezwungen wurde, sich dort ihren Lebensunterhalt verdienen musste, ihr dies mit großer Anerkennung und einigem Erfolg auch gelang, die es sogar noch schaffte, ihre Autobiografie zu schreiben. Diese wiederum zeitigt nach Jahrzehnten unbeachteten Herumliegens heute endlich Wirkungen bis in die Jetztzeit, zum Beispiel in der gerade erschienenen Arbeit über die Weimarer Zeit in Köln von Christoph Nonn, der sie vielfach zitiert. Und schließlich erlitt Luise Straus das schreckliche Schicksal als Ergebnis des ideologisierten Antisemitismus eines ganzen Staates, der seine eigenen Bürger systematisch ausrottete. Es ist sehr bedauerlich, dass dieses Leben bislang nicht in einem Dokumentarfilm seinen Niederschlag gefunden hat.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die emanzipatorische Seite der Literatur von Eva Weissweiler in Bezug auf Frauen, die als Musikerinnen oder in anderen Funktionen wichtige Ziele verfolgt haben, die jedoch von der zumeist männlich dominierten Historikerzunft weitgehend außerhalb jeder Betrachtung gelassen wurden.

Dass Frau Weissweiler sich der Erforschung der Biografien von Musikerinnen angenommen hat, ist auch ihren eigenen Erfahrungen geschuldet. Schon als junge Flötistin, später dann als Pianistin erfuhr sie die Ablehnung, mit der der männliche Musikbetrieb jungen Musikerinnen damals begegnete. Für Frauen war es deutlich schwieriger als für Männer, Anerkennung für ihre musikalischen Leistungen zu erlangen. Frau Weissweiler gab schließlich auf und begann stattdessen Musikwissenschaft, Germanistik und Orientalistik zu studieren. Auch wenn wir selbstverständlich für den wissenschaftlichen Beitrag Frau Weissweilers sehr dankbar sind, schwingt in dieser Anerkennung und Dankbarkeit doch eine gewisse Traurigkeit mit, denn sie musste einen Traum aufgeben, für den sie viele Jahre hart gearbeitet hatte. Wir werden nie wissen, wie vielen anderen Frauen es ähnlich ging und wie vielen nie die Möglichkeit gegeben wurde, ihr künstlerisches Potential zu entfalten.

Die Musikgeschichte, aber auch die Geschichte in anderen Gebieten wie Literatur und Malerei, ist immer auch die oft unsichtbare Geschichte derer, die ausgegrenzt und kleingehalten wurden und denen trotz ihrer künstlerischen Fähigkeiten am Ende der Eingang in unser kulturelles Gedächtnis verwehrt wurde.

Obwohl Frau Weissweiler damals leidenschaftlich gerne komponierte, sei sie, wie sie einmal in einem Vortrag sagte, nicht einmal auf die Idee gekommen, sich für Komposition zu bewerben. Dies sei für sie so „abwegig“ gewesen wie sich „um eine Stellung als Papst zu bewerben“. Während am germanistischen Institut der Universität Bonn ein relativ frauenfreundliches Klima geherrscht habe, habe sie in der Musikwissenschaft „eine völlig andere Welt, eine verstaubte, antiquierte Welt“ empfangen, „in der nur die Männer das Sagen hatten.“ In den 12 Semestern ihres Studiums sei nicht ein einziges Mal der Name einer Frau gefallen. „Komposition“, so sagt sie, „war eben männlich. [...] Das war so sicher wie die Tatsache, dass die Erde rund ist und das Jahr 365 Tage hat.“

Frauenfeindliche Vorurteile gab es jedoch nicht nur in der Wissenschaft, sondern beispielsweise auch in den Medienanstalten. Einige Musikredakteure beim Radio, etwa beim WDR, hätten damals unter tausenden alten Karteikarten das tägliche Symphonie- und Opernprogramm zusammenstellen müssen. Auf lediglich dreien dieser Karten habe sie die Namen von Komponistinnen gefunden. Auf ihre Frage, warum diese Frauen nie im Radio zu hören seien, habe ein Redakteur vom Radio geantwortet, die Musik sei so schlecht, dass man sie lediglich im Hausfrauenprogramm senden könne. Wohlgedenkt, wir sprechen von den 1960er und 1970er Jahren, wir sprechen nicht vom 19. Jahrhundert!

Die Jüngeren unter Ihnen können sich wahrscheinlich kaum vorstellen, wie offen frauenfeindlich das Klima damals nicht nur in der Musik war. Gerade weil die Widerstände vieler Männer derart groß waren, sind die Leistungen von Frau Weissweiler umso beeindruckender. Frau Weissweiler widmete sich den wenig beachteten Frauen in der Musikgeschichte und konnte bei ihrer Forschung in den Archiven kaum auf systematisch erfasste Bestände zurückgreifen. An die Digitalisierung war noch nicht zu denken und eine internationale Vernetzung gab es nicht, so dass sie immer wieder auf Zufallsfunde angewiesen war. Lücken und Fehlannahmen waren dabei nicht zu vermeiden und wurden im Laufe der Zeit von anderen Forscherinnen ergänzt oder korrigiert. Frau Weissweilers Arbeit mündete schließlich in der Veröffentlichung eines Buchs, in dem sie insgesamt 18 Komponistinnen, zu denen sie ausreichend Material hatte finden können, vorstellte – samt möglichst vollständiger Werkverzeichnisse und vieler Notenbeispiele. Das Echo auf die Veröffentlichung war gemischt und enthielt neben positiven Rezensionen auch solche, die ihre Arbeit verächtlich machten. Sie hätte, so hieß es unter anderem, sich ebenso mit der Musik von Homosexuellen und Einäugigen beschäftigen können. Mit die-



Der musikalische Beitrag des Abends erfolgte durch die Pianistin Aude St-Pierre

ser diffamierenden Wortwahl brachten einige ihrer männlichen Zeitgenossen zum Ausdruck, für wie überflüssig sie die Erforschung jener Komponistinnen hielten, denen zwar mitunter zugestanden wurde, „solide Gebrauchsmusik“ geschrieben zu haben, mehr aber auch nicht.

Dass wir heute in unserer Gesellschaft glücklicherweise sensibler und offener geworden sind, verdanken wir Frauen wie Eva Weissweiler. Die Veränderung, die sie im musikalischen Feld vorangetrieben hat, war dabei Teil ein umfassenderer, auch anderer Teil der Gesellschaft betreffenden Emanzipation von Frauen, die sich ihre Rechte gegen den Widerstand vieler Männern erstritten haben.

Es ist Frau Weissweilers großes Verdienst, dass sie vor allem im Feld der Musik Frauen vor dem Vergessen geschützt und ihnen zu der Aufmerksamkeit verholfen hat, die sie zu Lebzeiten meist nicht erfahren haben oder gegen erhebliche Widerstände durchsetzen mussten. Eines der bekanntesten Beispiele hierfür dürfte Clara Wieck sein, die den genialen und heute als einer der bedeutendsten Komponisten der Romantik angesehenen Robert Schumann heiratete und von diesem Zeitpunkt an gegen ihren Mann und ein konservativ geprägtes gesellschaftliches Umfeld ankämpfen musste. Zwar bewunderte man ihr virtuoses Klavierspiel, doch als Komponistin konnte sie nur allmählich und gegen große Widerstände Fuß fassen.

Eva Weissweilers Arbeiten bilden eine spezifische Form der Erinnerungspolitik, die sich nicht auf abstrakte Erinnerungen beschränkt, sondern sich konkret um das Andenken an einzelne Menschen und ihre Fähigkeiten bemüht.

Ihr ist es ein Anliegen, die verschütteten Biografien von Frauen von dem Geröll zu befreien, das darüber aufgetürmt wurde. In diesem Sinne ließe sich Frau Weissweiler auch als literarische Archäologin beschreiben, die versucht, Teile unseres gemeinsamen kulturellen Fundaments wieder freizulegen. Wenn sie sich mit deutsch-jüdischen Frauenbiografien beschäftigt, so widmet sie sich sowohl den weitgehend vergessenen Frauen in einer männerdominierten Gesellschaft als auch den weitgehend vergessenen, antisemitisch verfolgten Jüdinnen.

Sozialwissenschaftlich ließe sich hierbei wohl von Intersektionalität sprechen, das heißt von einer Mehrfachdiskriminierung, wobei die verschiedenen Diskriminierungsformen einander verstärken.

Wir alle kennen den Satz „Geschichte wird gemacht.“ Damit ist einerseits gemeint, dass unsere Wahrnehmung und Interpretation der Geschichte bei aller Objektivierbarkeit bestimmter Sachverhalte immer eine Rolle spielen. Man spricht zum Beispiel soziologisch von einem Vorverständnis, das die spätere Methodenwahl der Darstellung beeinflusst und allein dadurch Geschichte subjektiviert.

Andererseits liegt es an uns, welchem Teil der Geschichte wir unsere Aufmerksamkeit schenken, wen wir in unseren Literaturkanon oder in die Geschichtsbücher aufnehmen, an wen wir im Rahmen öffentlicher Gedenkfeiern erinnern und an wen nicht. Die Geschichtspolitik ist immer auch Gegenstand aktueller gesellschaftlicher Auseinandersetzungen. Bis heute finden eine Relativierung und Verharmlosung beispielsweise der nationalsozialistischen Verbrechen durch extrem rechte Akteure statt. Denken Sie nur an den ekelhaften und politisch rechtsradikalen Satz vom „Fliegenschiss der deutschen Geschichte“. Ein gewisser Gauland – nomen est omen – hat damit ganz bewusst versucht, die Gräueltaten der Nazis zu relativieren, was bei vielen Realitätsleugnern und vor allem bei Neonazis auf große Resonanz traf, und selbstverständlich wollte er damit die Rezeption der Nazizeit für die Geschichtsbücher beeinflussen.

Wir müssen uns entscheiden, wen wir in den Fokus unserer Aufmerksamkeit stellen. Dazu aber müssen wir gut informiert sein. Und um das sein zu können, bedarf es solcher Menschen wie Eva Weissweiler, die sich in mühevoller Arbeit schwer zugängliches Wissen aneignet und uns zugänglich macht. Ich bewerte dies als einen vielversprechenden Ansatz, unsere Kenntnisse der Geschichte zu erweitern und lebendig zu halten. Der Zugang zur Vergangenheit, zur Historie, muss häufig erst errungen werden.

Deshalb ist Dr. Eva Weissweiler eine ausgezeichnete Preisträgerin unseres Giesberts-Lewin Preises.

Als Pionierin hat sie in der Musikwissenschaft Frauen aus dem Dunkel der Vergessenheit geholt, und durch ihre Biografien deutsch-jüdischer Frauen rückt sie diese von der Peripherie unserer Wahrnehmung ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit.

Diese Erweiterung unseres Blickfelds verdanken wir der intensiven und anhaltenden Forschung und literarischen Tätigkeit von Eva Weissweiler.

Für diese jahrzehntelange Arbeit danke ich Ihnen herzlich und möchte Ihnen jetzt unseren Preis übergeben.

DR. EVA WEISSWEILER

Lauter ungelöste Rätsel

Rede zur Verleihung des Giesberts-Lewin-Preises am 14. Dezember 2024

Meine Damen und Herren, lieber Herr Prof. Wilhelm, liebe Familie, liebe Freundinnen und Freunde!

Zunächst möchte ich mich ganz herzlich und mit einer gewissen Rührung dafür bedanken, dass mir der diesjährige Giesberts-Lewin-Preis verliehen wurde und dass so viele liebe Menschen von nah und fern zu dieser Ehrung gekommen sind, obwohl ich doch keine wichtige Figur des politischen Lebens bin, sondern nur eine ganz schlichte Autorin! Ich halte keine Reden im Bundestag, ich trete in keiner Talkshow auf, ich bin keine Antisemitismus-Beauftragte und ich schreibe nicht einmal Leitartikel in Zeitungen. Ich bin im öffentlichen Bewusstsein viel weniger präsent als die meisten meiner Vorgängerinnen und Vorgänger, wie Herr Innenminister a.D. Gerhart Baum zum Beispiel, den ich mit seiner lieben Frau Renate Liesmann-Baum ganz herzlich begrüße.

Meine Arbeit spielt sich eher im stillen Kämmerlein ab, am Schreibtisch, in Archiven und Bibliotheken, manchmal auch auf Reisen, die ich gemeinsam mit meinem Mann, dem Bildhauer und Fotografen Klaus Kammerichs, unternehme, um nach Spuren jüdischer Persönlichkeiten zu suchen, über die ich seit Jahren forsche und schreibe, Fanny Mendelssohn, Eleanor Marx, Luise Straus-Ernst, Dora Benjamin, Hilde Rubinstein oder Lisa Fittko, um nur einige zu nennen.

Sie werden sich wahrscheinlich fragen, warum ich, von Hause aus Musikwissenschaftlerin, mich fast ausschließlich auf Biographien jüdischer Frauen konzentriere, darunter nicht nur Komponistinnen, sondern auch Schriftstellerinnen, Widerstandskämpferinnen und Journalistinnen?

Weil die Musikwissenschaft irgendwann zu eng für mich wurde. Weil ich es nicht mehr ertragen konnte, mich mit Themen wie dem Triller im Spätwerk Beethovens zu befassen, während tausende Menschen auf der Flucht vor Krieg, Hungersnot und Verfolgung waren und immer noch sind. Und vor allem: weil mir gerade in diesem Fach sehr viel Antisemitismus begegnet ist, nicht hinter vorgehaltener Hand, sondern ganz öffentlich, in den Hörsälen der siebziger und achtziger Jahre. Mein Bonner Doktorvater, dessen Namen ich hier nicht nennen will, sprach zum Beispiel nie von „Theodor W. Adorno“, sondern immer nur von „Theodor Wiesengrund“, und das sicher nicht, weil er ein großer Naturfreund war. Oder er sagte, dass es ihm endlich gelungen sei, die Hauptthesen der Harmonielehre Arnold Schönbergs zu widerlegen, sodass wir bei der nächsten Exkursion nach Wien auf den Zentralfriedhof gehen könnten, um „dem Schönberg aufs Grab zu spucken“.

Einer seiner engsten Kollegen und Freunde war ein gewisser Wolfgang Boetticher, der bis 1999 in Göttingen lehrte und Dutzende von StudentInnen promoviert hat. Er war Mitglied der Waffen-SS und Musikreferent Alfred Rosenbergs, mit dem er 1940 nach Krakau und Warschau fuhr, um Archivalien aus polnischen Museen zu requirieren, darunter Handschriften von Chopin, mittelalterliche Lautentabulaturen und Werke der altslawischen Gregorianik. Auch in Paris wurde er persönlich aktiv, indem er das Haus der jüdischen Cembalistin Wanda Landowska ausraubte und ihre Noten und Instrumente und nach Berlin schaffen ließ, in 54 prall gefüllten Spezialkisten. Wanda Landowska war zu diesem Zeitpunkt schon im unbesetzten Teil Frankreichs, um auf ein

Politische Bildung gegen Antisemitismus und Rassismus und interreligiöser Dialog



Dr. Eva Weissweiler bei ihrer Dankesrede

amerikanisches Visum zu warten. Ihre Partnerin aber, Denise Restout, war noch vor Ort und musste erst wehlos gemacht werden, damit die Aktion ungehindert durchgeführt werden konnte. Boetticher führte leitete solche Einsätze in fast allen von Deutschland besetzten Ländern, hochoffiziell, in SS-Uniform, im Auftrag einer Organisation namens „Sonderstab Musik“, die dem Amt Rosenberg unterstand.

Er war aber auch Mitarbeiter am „Lexikon der Juden in der Musik“, das seit 1940 in Berlin erschien. In diesem Lexikon wurde sämtliche jüdischen MusikerInnen minutiös erfasst, Komponisten, Sänger, Instrumentalisten, Chorleiter, Dirigenten, Klavierlehrer und sogar Musikalienhändler; es diente nicht nur der gezielten Vorbereitung der Deportation der noch Lebenden, sondern auch der Diskriminierung der Toten. Felix Mendelssohn wird zum Beispiel in „die lange Reihe der Vertreter dieser Rasse“ gestellt, „die zielbewusst die Umdeutung des übernommenen Kulturgutes in jüdischem Sinne und damit dessen Verfälschung betrieben haben.“ Seine Schwester Fanny wird nicht erwähnt. Logisch. Denn für einen Musikwissenschaftler dieser Generation war es völlig undenkbar, dass auch Frauen komponieren könnten oder würden. Umso mehr freue ich mich, dass uns die Pianistin Aude St.-Pierre heute Abend in so einfühlsamer Weise Werke beider Geschwister vorspielt, die für mich der Inbegriff deutsch-jüdischer Symbiose sind und sich auch nach der von den Eltern gewünschten Taufe, dem sog. „Eintrittsbillet in die europäische Kultur“, um Heinrich Heine zu zitieren, ihres Judentums immer bewusst geblieben sind. Das Billet hat ihnen wenig genutzt. Denn sie wurden schon zu Lebzeiten immer wieder Zielscheiben antisemitischer Angriffe, nicht körperlich, aber verbal, besonders Felix, über den sein Klavier- und Kompositionslehrer Carl Friedrich Zelter einmal an seinen Freund Goethe schrieb:

„Er ist zwar ein Judensohn, aber kein Jude. Der Vater hat mit bedeutender Aufopferung seine Söhne nicht beschneiden lassen und erzieht sie, wie sich's gehört; es wäre wirklich einmal eppes Rores, wenn aus einem Judensohne ein Künstler würde.“

Doch zurück zu Boetticher und seiner Rolle in der Geschichte der Musikwissenschaft. Zunächst hielt ich ihn für eine Art Einzelgänger. Doch bei näherem Hinsehen entdeckte ich, dass fast alle namhaften deutschen Musikwissenschaftler, sofern sie nicht jüdisch und/oder emigriert waren, dem Amt Rosenberg und dem Sonderstab Musik zugearbeitet haben, ob als Offiziere in den besetzten Ländern oder an den Schreibtischen ihrer Universitätsinstitute. Die meisten waren noch im Amt, als ich mein Studium aufnahm. Die Atmosphäre auf Kongressen, wo sie erschienen, war beklemmend. Ich erinnere mich genau an den Kongress von 1970 in Bonn, zu Beethovens 200. Geburtstag. Es waren TeilnehmerInnen aus der ganzen Welt angereist, auch aus Polen, Israel und Amerika. Als der Chorleiter, Komponist und Musikwissenschaftler Clytus Gottwald, Gründer der weltberühmten Schola Cantorum Stuttgart, ein paar kritische Worte über die Musikwissenschaft der NS-Zeit verlor und dabei auch einzelne Namen nannte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Es wurde so laut geschimpft und geschrien, dass Gottwald seinen Vortrag abbrechen und den Hörsaal verlassen musste, sonst wäre er vielleicht noch geschlagen worden.

Mit Boetticher hatte ich dann noch persönlich zu tun, 1982, als ich den Briefwechsel zwischen Clara und Robert Schumann herausgeben wollte, dessen Autographen in der damaligen Staatsbibliothek preußischer Kulturbesitz in Berlin lagen. Zuerst war die Begeisterung groß. Das sei doch ein wirkliches Desiderat, das würde das Schumann-Bild ganz erheblich bereichern, schrieb mir die Direktion! Doch dann wurde mir plötzlich zur Auflage gemacht, den Briefwechsel unter Aufsicht eines „international renommierten Experten“ herauszugeben, Wolfgang Boetticher, des größten Schumann-Kenners, den es jemals gegeben habe.

Meine Empörung über dieses Ansinnen war so groß, dass ich mich beim damaligen regierenden Bürgermeister von Berlin beschwerte, Richard von Weizsäcker. Der brachte die Sache zwar wieder in Ordnung. Doch nur vordergründig. Ich durfte mein Projekt zwar durchführen, allein, ohne Supervision Boettichers also, aber in meinem Fach galt ich seitdem als Hexe. Hatte ich es doch schon zwei Jahre vorher gewagt, in meinem Buch „Komponistinnen aus fünf Jahrhunderten“ darzulegen, dass es nicht nur männliche Komponisten gibt, sondern auch weibliche, Francesca Caccini, Barbara Strozzi, Louise Farrenc, Ethel Smyth, Lili Boulanger und viele mehr. Mit diesem Buch rüttelte ich derart heftig an den Grundfesten der patriarchal geprägten Musikwissenschaft, dass eine finanzielle Förderung meiner Schumann-Brief-Edition von einem Gutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit der Begründung abgelehnt wurde, ich hätte einen namhaften Kollegen des Antisemitismus bezichtigt und hinge doch selbst einer mindestens genauso gefährlichen Ideologie an, dem Feminismus nämlich! Sie werden verstehen, dass ich meinem Fach daraufhin den Rücken kehrte und mich nie um eine Professur oder Dozentur bemüht habe. So viel zu meinem Abschied von der akademischen Musikwissenschaft.

Die Frage, die ich mir bis heute stelle, ist nur: Warum haben wir nicht viel eher widersprochen, warum haben wir die Aufforderung, das Grab Schönbergs zu schänden, nicht dem Dekan, der Presse oder gar der Polizei gemeldet, warum waren wir so angepasst und so brav? Vielleicht, weil wir dachten, dass uns niemand glauben würde, weil sie sowieso alle unter einer Decke steckten? Weil wir Angst hatten, der Universität verwiesen zu werden oder den Dokortitel nicht zu bekommen? Weil die Hochburgen der Studentenbewegung in Frank-

furt und Berlin standen und nicht im kleinen, verschlafenen Bonn, wo man zwar gegen den Vietnamkrieg demonstrierte oder gegen die Notstandsgesetze, aber nicht gegen den Herrn Doktorvater von Gottes Gnaden?

Eins darf man in diesem Zusammenhang nicht vergessen: Wir waren als Angehörige der unmittelbaren Nachkriegsgeneration zum Teil noch nach Prinzipien der schwarzen Pädagogik erzogen worden, ob in der Schule oder im Elternhaus. Unsere Väter waren mit wenigen Ausnahmen Kriegsteilnehmer, oft schwer beschädigt oder traumatisiert, unsere Mütter zum großen Teil in der NS-Frauenschaft oder im „Bund deutscher Mädel“. Manche verbargen das oder schämten sich dafür. Manche waren tatsächlich immer dagegen gewesen und bemühten sich, ihre Kinder anders zu erziehen, gewaltfrei, herzlich und tolerant. Manche haben allerdings gar nichts verstanden. Meine eigene Mutter zum Beispiel, die immer wieder voller Empörung betonte, es sei ja wirklich ein Unding gewesen, dass jeder zweite Anwalt am Kurfürstendamm Jude gewesen sei, jeder zweite Arzt, jeder Kaufhausbesitzer. Sie sang uns noch in den sechziger Jahren „ganz begeistert“ das „Borkum-Lied“ vor, das sie als junges Mädchen gelernt hatte, wenn sie mit Verwandten zur Sommerfrische auf diese Insel fuhr:

*An Borkums Strand nur Deutschtum gilt,
nur deutsch ist das Panier.
Wir halten rein den Ehrenschild
Germania für und für!
Doch wer da naht mit platten Füßen,
die Nasen krumm, die Haare kraus,
der soll nicht diesen Strand genießen,
der muss hinaus, hinaus, hinaus!*

Die meisten Unterkünfte warben damit, „judenfrei“ zu sein oder dass „Juden und Hunde“ keinen Zutritt hätten. Aber die Sache mit dem „Borkum-Lied“ war noch nicht alles. Bei uns zu Hause, in einem feinen, bildungsbürgerlichen Milieu, war noch vom „deutschen Herrenmenschen“ oder der „germanischen Rasse“ die Rede, von „den Rechten des Siegers“ und der „Ehre der deutschen Frau“, die nicht durch einen „Juden“ oder „Neger“ befleckt werden dürfe. Wer widersprach, wurde streng bestraft. Oder es hieß, dass wir keine Ahnung hätten. Wir hätten den Krieg schließlich nicht miterlebt und noch nie einen Juden gesehen außer im Kino.

Ich fand das alles ganz schrecklich und war froh, als ich endlich aus dem Haus war. Doch so einfach war das alles nicht. Denn es standen viele Fragen im Raum, viele Widersprüche. Wie sollte ich mir zum Beispiel erklären, dass sie mich „Eva-Ruth“ genannt hatten und nicht Erda, Freia oder Brünhilde, was zunächst zur Debatte gestanden haben soll? Oder warum fand ich plötzlich Bücher von Joseph Roth, Alfred Döblin oder Else Lasker-Schüler auf meinem Gabentisch, zu einer Zeit, als in der Schule „Exilliteratur“ noch kein Thema war und neben den „deutschen“ Klassikern allenfalls Kafka gelesen wurde? Die erste Nachkriegsausgabe eines Buches von Joseph Roth erschien 1966 bei Kiepenheuer und Witsch. Damals war ich fünfzehn. Sie steht immer noch bei mir im Regal. Blau, abgewetzt und mit vielen Notizen versehen, teils von meinem Vater, teils von mir selbst. Es stehen da auch Werfel, Max Brod, Arthur Koestler, Stefan und Arnold Zweig. Das Buch von Brod ist mit einer persönlichen Widmung an meinen Vater versehen. Das heißt, er muss eine Lesung von ihm besucht und ihn gebeten haben, es zu signieren. Wie passte das alles zusammen?



Er ist lange tot. Ich kann ihn leider nicht mehr fragen. Zu dem Bündel von Rätseln, die er mir aufgab, gehörte auch, dass er meiner Tochter den Originalkatalog über die Ausstellung sog. „Entarteter Kunst“ geschenkt hat und historische Zeitungsartikel über die Bücherverbrennung. Es gab da wohl vieles, was ich nicht weiß, und vieles, über das ich erst sprechen möchte, wenn ich es weiß, sofern ich es überhaupt wissen will, denn wen interessieren schon gelöste Rätsel...

Feststeht jedenfalls, dass ich die Bücher, die er mir schenkte, verschlungen habe, dass sie mir eine Heimat boten, dass sie mir Trost gaben und ich mich in ihnen wiederfand, ob sie nun in Galizien, Wien, Berlin oder Paris spielten, dass ihre Sprache mir sofort vertraut war und ihre Helden zu meinen persönlichen Freunden wurden. Besonders Franz Tunda in Joseph Roths „Flucht ohne Ende“, der ehemalige Leutnant der österreichischen Armee, der nach dem Ersten Weltkrieg rastlos durch Europa irrt und irgendwann über sich und andere sagt:

„Es dauert sehr lange, ehe die Menschen ihr Angesicht finden.“

Auch bei mir hat es lange gedauert, bis ich den Mut und die Kraft fand, mich dem Thema, das mich schon so lange bewegte, konsequent zuzuwenden: Jüdischen Geschichten, Schicksalen und Lebensläufen. Was ich seitdem schreiben, erforschen, entdecken durfte, hat mein Leben unendlich bereichert. Ich lernte Eleanor Marx, die jüngste Tochter von Karl Marx, kennen, die zur Wortführerin der englischen Gewerkschaftsbewegung

wurde, die zu den jüdischen Flüchtlingen im Londoner East ging, ihr schreckliches Elend sah und von ihnen wie eine Mutter verehrt wurde. Ich befasste mich mit dem Italien-Aufenthalt von Fanny Hensel, geborene Mendelssohn und den wunderbaren Briefen an ihren Bruder Felix, die keineswegs nur von Musik handeln, sondern auch von bildender Kunst, Landschaften, Städten und der politischen Situation Deutschlands vor 1848, die ihr große Angst machte. Ich lernte das Familienleben der Freuds mit seinen Höhen und Abgründen kennen, tauchte ein in die Welt von Luise Straus-Ernst, der ersten Frau des Malers Max Ernst, einer Kölnerin, Kunsthistorikern, Journalistin und Autorin, die 1933 ins französische Exil ging und 1944 nach Auschwitz deportiert wurde. Ich nahm teil am leidenschaftlichen Dialog zwischen Dora und Walter Benjamin, an ihren Kämpfen um das Ideal einer offenen Ehe und ihren Diskursen mit fast allen führenden Köpfen der Weimarer Republik, Bertolt Brecht, Ernst Bloch, Hannah Arendt, Gertrud Colmar und vielen anderen. Ich folgte sogar Doras Spur nach San Remo, wo sie 1934 eine Pension eröffnet hatte, die „Villa Verde“, die zum Asyl für viele jüdische Flüchtlinge wurde, bis Mussolinis Rassegesetze sie auch von dort vertrieben. Jede neue Biographie war wie ein neuer Mikrokosmos für mich, der seine hellen und dunklen Seiten hatte, aber nie eintönig wurde und mir immer das Gefühl gab, ein neues Kapitel deutsch-jüdischer Geschichte aufzuschlagen, in der noch so vieles zu entdecken und aufzuarbeiten ist.

Das Schreiben dieser Bücher macht mir große Freude, auch jetzt noch, wo ich bald 74 bin und ein ruhiges Rentnerinnen-Dasein führen könnte. Ich denke aber nicht daran, gerade jetzt nicht, wo Rassismus und Antisemitismus in Deutschland wieder dramatisch zunehmen und die AfD schamlos Parteiversammlungen in Schulen abhält, deren Klima sie mit ihren Hassparolen vergiftet. Ich denke auch nicht daran vor dem Hintergrund der fatalen Ergebnisse der letzten Europawahl und des gewaltigen Rechtsrucks in den neuen Bundesländern, der mich tief besorgt macht. In der Zeit, die mir hoffentlich noch bleibt, ist noch viel mehr zu erzählen und zu erforschen als ich leisten kann, vor allem über das Leben von Frauen, die doppelt und dreifach benachteiligt waren, weil sie jüdisch, weiblich und widerständig waren, weil sie aus ihren Berufen hinausgata-pulsiert wurden, noch bevor sie bekannt und berühmt geworden sind, weil sie sich im Exil mühsam durchschlagen mussten und es oft genug nicht überlebten wie Luise Straus-Ernst. Ich lese zum Schluss eine Passage aus dem Roman „Zauberkreis Paris“, den sie 1934 für das „Pariser Tageblatt“ geschrieben hat.

Doch bevor ich das tue, möchte ich noch einmal ganz persönlich werden und den Herren Giesberts und Lewin dafür danken, dass sie durch ihren deutsch-israelischen Schüleraustausch zwei Menschen zusammengebracht haben, die mir sehr wichtig sind, meinen Cousin A. und seine Frau S. Beide sitzen zu meiner großen Freude hier im Saal, möchten sich aber nicht zu erkennen geben. Das Ganze fand 1967 statt, vor nunmehr 57 Jahren, wenige Wochen nach dem Sechstage-Krieg, der das Austauschprojekt fast zum Scheitern gebracht hätte. Die beiden waren Unterprimaner, wie es damals noch hieß. Sie kamen beide aus Köln, gingen aber auf verschiedene Schulen. Sie sind seit dieser Zeit unzertrennlich und noch immer ein glückliches Ehepaar. Lieber Herr Giesberts und lieber Herr Lewin, das haben Sie gut gemacht, besonders angesichts der damals so schweren Zeiten. Auch Herrn Burger, dem verstorbenen Oberbürgermeister, sei gedankt, er ist zusammen mit Johannes Giesberts nach Israel geflogen und hat sich persönlich um seine Schützlinge gekümmert. Ich wünsche den beiden noch eine lange, glückliche Ehe im Zeichen von Johannes Giesberts und Shaul Lewin! Mazel Tov!

Aber nun zurück zu dem Text von Luise Straus-Ernst. Die Geschichte spielt hier vor der Tür, zwischen Rhein, Bahnhof und Alter Markt. Zeitpunkt: etwa Februar 1933. Die Hauptfigur, Ulla Frankfurter, eine jüdische Biblio-



Die musikalische Umrahmung der Preisverleihung fand beim Publikum großen Anklang.

thekarin, deren Familie seit Generationen in Köln lebt, hat gerade ihren Freund, Peter Krimmer, zur Bahn begleitet. Er wird nach Paris ins Exil gehen, denn er ist ein kritischer Journalist, der den Nazis nicht passt. Die Gestapo sucht ihn. Sie aber bleibt traurig zurück, denn sie hat eine kranke Mutter, um die sie sich kümmern muss. Die Passage schildert ihre Gefühle nach Peters Abfahrt.

„Langsam stieg sie die Bahnhofstreppe hinab und schritt über den belebten Platz vor dem Dom dem Flusse zu. Sie sah nichts. Sie dachte nichts. Die Welt war dicht verhängt. Die Zeit hatte aufgehört. Sie eilte fort mit dem sausenden D-Zug, der nun Peter durch eine dunkle und feindliche Landschaft in ein dunkles und feindliches Schicksal davonführte. Welchen Sinn konnte das Leben noch haben?“

Ulla fand sich am Rheinufer wieder, gegen die steinerne Brüstung der Uferstraße gelehnt. Nach dem Regen des Nachmittags war die Luft zum ersten Mal ein wenig weich und frühlingmäßig. Ein lauer Wind schmeichelte Schläfen und Stirn. Es tat gut, über die weite Fläche des ziehenden Stromes hinzusehen, der im Dunkel lag. Nur an den Rändern warfen die Lichter der Uferalleen ihre Spiegelbilder auf die leise gewellte Flut.

Ulla Frankfurter war nicht sentimental. Sie hatte immer versucht, ohne Illusionen zu leben. Hatte stets allen Möglichkeiten ins Auge gesehen und geradezu trainiert auf die Schicksalsschläge hin, die etwa zu befürchten waren. Man konnte zum Beispiel die Stellung verlieren und längere Zeit ohne Verdienst sein; die Mutter, in einem schweren und kleinlichen Leben zermürbt, konnte ernstlich krank werden und sterben; man musste sogar versuchen, sich ein Leben ohne Peter vorzustellen.

Aber an eins hatte sie nicht gedacht: dass man die Heimat verlieren könnte. Dass man hierher gehörte und stets zurückkehren konnte; dass man am Sonntag in die leichte Heiterkeit der Rheinberge oder das ernst-vertraute Rauschen der Eifelwälder hinauszog; dass man auf jeder Trambahnfahrt beim Passieren der Rheinbrücke instinktiv den Kopf vom Buch hob, um den Rhein zu grüßen und über seine schimmernde Weite hinauszublicken – dies alles waren Dinge, an die man nicht viel gedacht hatte, weil sie sich von selbst verstanden, und die trotzdem – oder eben darum – unendlich viel im Leben bedeuteten hatten. Gewiss, man war noch da, war nicht gerade vertrieben. Doch war nicht die Empfindung schmerzlich genug, als ungebetener Gast, als lästiger Fremdling in einem Lande zu gelten, das man mit Recht als Heimat geliebt hatte? Das Land war fremd geworden. Der Strom rauschte kühl vorüber. Ausgestoßen war man, wurzellos und ohne Halt.

Nein, heute tröstete nicht wie sonst der Blick über den Strom. Er machte nur traurig. Ulla wandte sich zur Stadt zurück. Durch enge Gassen, die still im Mondschein lagen, ging sie zum Alter Markt. Einsam und friedlich ruhte der schön geschlossene Platz mit seinen schmal gegiebelten Häusern. Stumm und schwer ragte der Rathausturm. Man sah die Fahne nicht. Hatte man sie eingezogen? Oder wurde sie nur vom Nachtdunkel verborgen?

Lässig plätscherte das Wasser in den Brunnen, über dem auf seinem Steinsockel Jan von Werth stand, weniger bekannt durch seine Taten im Dreißigjährigen Krieg als durch seine Liebesgeschichte mit der Apfelbraut. Die Uhr am Rathausturm schlug die neunte Stunde. Langsam und hell tönnte die Glocke über dem Platz, dessen Dächer der Mond versilberte. War nicht alles wie vorher?

Dieser Platz, der den Geist früher Jahrhunderte bewahrt hatte, schien von einer neuen Zeit nichts zu wissen. Vielleicht sah man jetzt, in der ersten Erregung, alles zu krass. Vielleicht würde sich im Grunde gar nichts verändern. Friedlich hallte der letzte Uhrenschlag durch die Luft.

Dann aber holte mit einem leisen Rasseln das Glockenspiel aus und spielte – das Horst-Wessel-Lied.“

Ich danke Ihnen.



Prof. Dr. Jürgen Wilhelm übergibt der Preisträgerin die Urkunde.

Herausgeberin:

Kölnische Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V.
Kartäusergasse 9 - 11
50678 Köln

www.koelnische-gesellschaft.de

Fotos: Dörthe Boxberg



**KÖLNISCHE GESELLSCHAFT
FÜR CHRISTLICH-JÜDISCHE
ZUSAMMENARBEIT E.V.**